Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 21

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643962

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 3

„So also setzest du mich zurück", rief sie. „Erst andere, und dann komme ich. Gut, daß ich das weiß, noch rechtzeitig weiß .."

Er wandte sich um, legte seine Hand auf ihre Schulter und bog sanft, aber entschieden ihren Kopf zur Seite, so daß sie ihm in die Augen sehen mußte.

„Charlotte, du hast mir wohl die Nachricht nicht absichtlich verschwiegen?" fragte er sehr ernst. „Du hast doch nicht etwa —"

Sie ließ ihn nicht aussprechen, sondern machte sich frei und sagte ärgerlich:

„Ich bitte dich, Bernhard, sprich nicht in diesem schulmeisterlichen Ton mit mir. Das hat auf mich gar keine Wirkung. Ich habe einfach vergessen, dich zu benachrichtigen, das ist alles. Ich weiß im übrigen nicht, was du willst! Es ist niemand ein Schaden entstanden. Oder etwa doch?"

„Nein", erwiderte er. „Frau Medow wäre auch gestorben, wenn ich es gewußt hätte. Ich konnte nichts mehr für sie tun. Aber, auf jeden Fall, ich wäre bestimmt noch in die Klinik gefahren und hätte mit der Patientin noch einmal sprechen können ...

„Da haben wir es", sagte sie bitter. „Du bestätigst es ja. Du ziehst es vor, deine Zeit in Gesellschaft deiner Kranken oder in der Klinik zuzubringen statt bei mir. Für mich ist das eine sehr traurige Feststellung."

Sie biß sich auf die Lippen, und er legte den Arm um sie.

„Charlotte, du übertreibst", meinte er. „Ich — ich habe dich lieb. Für Liebe war in meinem Leben kein Platz, bis ich dich kennenlernte. Liebe setzt Vertrauen voraus, und darum will ich ganz offen zu dir sein. Vielleicht hast du nicht unrecht, wenn du annimmst, daß bei mir mein Werk, meine Arbeit an erster Stelle steht. Im geistigen Sinne wenigstens. Aber, in meinem Herzen, in meiner Liebe, kommst du zuerst. Das ist ein Unterschied, und das ist im Leben eines jeden Mannes so. Bitte, verstehe mich doch, Charlotte ..."

„Das kann ich nicht verstehen", kam ihre Antwort. „Ich kann mir nur eine Liebe vorstellen, die mir ganz gehört, mir ganz allein. Wenn ich mir einmal ausmale, welche traurige Rolle mir da bevorsteht, wenn wir erst verheiratet sind. Du bist den ganzen Tag fort, abends schließlich auch noch, immer bei deiner Arbeit, in der Klinik, bei den Patienten und Mitarbeitern — und ich, ich sitze dann zu Hause, bin immer allein ... Hast du daran nie gedacht, Bernhard? Nun, so sag' doch — —"

Statt aller Antwort verschloß er ihr den Mund mit einem Kuß.

„Kind, du malst dir die Zukunft viel zu trübe aus", meinte er. „Ich für meinen Teil stelle es mir herrlich vor, wenn wir erst verheiratet sind."

Er küßte sie wieder und ihre Stimmung schlug um. Bernhard war ernst und sehr gewissenhaft, aber ein beneidenswerter und schöner Mann. Das angedeutete Grau an seinen Schläfen machte ihn interessant. Alle Leute sahen sich um, wenn sie in seiner Begleitung war, und die beste Gesellschaft gehörte zu seinen Patienten, so daß er seiner Frau ein glänzendes Leben bieten konnte. Schließlich, so dachte Charlotte, verbrachte auch ihr Vater den größten Teil seines Tages in seinem Büro, und er war zu ihrer Mutter doch immer nett. Vielleicht waren eben alle Männer so. Man würde sich damit abfinden müssen.

„Wir wollen uns nicht mehr streiten", sagte sie. „Entschuldige, was ich getan habe. Ich bin manchmal etwas zerstreut. Ich werde es bestimmt nicht wieder tun. Ich habe dich so lieb, daß ich immer bei dir sein möchte. Wir müßten uns in Zukunft darüber einigen, welche Stunden der Arbeit gewidmet sind und wann du frei bist ..."

„Ein Arzt ist niemals ganz frei", erwiderte er freundlich. „Er muß immer auf dem Posten sein, und es ist seine Pflicht, sofort zu kommen, wenn man ihn ruft ..."

„Aber nachher? Und heute Abend? Du hast doch Zeit? Wir wollen zu Irene von Zachwitz gehen. Sie gibt doch ihren Abschiedsempfang."

„Ich komme schon mit. Jetzt gleich. Du kannst mich, wenn du willst, erst nach der Klinik fahren und einen Augenblick warten. Ich muß wegen einer Operation für morgen hin."

„Es dauert nicht lange?"

„Nein, höchstens zehn Minuten."

Sie gingen zusammen, und Charlotte setzte sich an das Steuer. Der Wagen bog bald in belebtere Straßen ein. Hin und wieder blieben Leute stehen und sahen ihnen nach. Man kannte sie — den berühmten Chirurgen und seine Verlobte, die Tochter des reichsten Mannes der Stadt, glückliche, beneidenswerte Menschen ...

Charlotte wollte nicht mit in die Klinik. Sie zog es vor, draußen zu warten. Nach einer Weile sah sie nach der Uhr. Es waren erst fünf Minuten vergangen, seit Bernhard fort war. Hoffentlich hielt er Wort und kam bald zurück. Es war langweilig, dieses Warten.

Während Charlotte ärgerlich vor sich hinstarrte, kam zufällig Fräulein Dr. Hansen aus dem Gebäude. Sie hatte frei und brauchte auch keinen Nachtdienst zu übernehmen. Sie war nur bei dem Hausmeister gewesen, um nach Post zu fragen, und jetzt wollte sie in die Stadt. Sie trug ein blaues Kostüm und einen Hut, der ihr sehr gut stand. Charlotte sah sie neugierig an und erwiderte Theas freundlichen Gruß mit einem Nicken. Sie hatten sich einmal flüchtig kennengelernt, und Charlotte erinnerte sich nicht gleich, wer es war.

Dann fiel es ihr ein. Eine von den Ärztinnen. Bernhard hatte schon von ihr gesprochen und sie sehr gelobt. Eine mit Herz — so oder ähnlich hatte er sich wohl über sie geäußert.

Meinetwegen, dachte Charlotte. Sie würde trotzdem nicht mit ihr tauschen. Auch wenn sie den Vorzug hatte, Bernhards Mitarbeiterin zu sein. Tage- und gar nächtelang in den muffigen Krankenräumen sich aufhalten, alle möglichen gräßlichen Dinge sehen, immer Elend und Jammer vor den Augen — nein, das war nicht nach Charlottes Geschmack. Sie wollte lieber bleiben was sie war und Bernhard nur hin und wieder sehen.

„Übrigens, diese Ärztin — — — Wie hieß sie doch gleich? Richtig, Hansen — — — Dr. Hansen — — Sie sah ja ganz nett aus. Und Charlotte hatte immer gemeint, diese akademisch gebildeten Frauen wären immer häßlich und schlecht angezogen.

... In der Tat, die Hansen sah wirklich wie eine große Dame aus — — —

Und dann, als die zehn Minuten vergangen waren, kam Bernhard zurück.

Er trug einen großen Briefumschlag bei sich, der, wie er sagte, Röntgenaufnahmen enthielt, die er am Abend, nachdem er zu Hause wäre, noch prüfen müsse.

Drittes Kapitel.

„Also leben Sie wohl, Medow — und meine besten Wünsche für Ihre Zukunft."

Der Gefängnisdirektor war sehr freundlich, aber er fühlte, wie sehr der Gefangene, der jetzt entlassen wurde, verbittert war.

Der Gefangene Nr. 344 hatte sich gut geführt und zu Tadel keinen Anlaß gegeben. Seine Arbeit hatte er sauber und vorschriftsmäßig verrichtet. Aber, er war verschlossen und ging auch gegenüber dem Gefängnisgeistlichen nicht aus sich heraus.

Dieser hatte ihm vor drei Wochen den Tod seiner Mutter mitgeteilt. Man rechnete mit dem Wunsch des Gefangenen, unter Aufsicht eines Justizbeamten an der Beerdigung teilnehmen zu dürfen, ein Wunsch, der ohne weiteres genehmigt worden wäre, um so mehr, als ja der Häftling nur noch eine ganz geringe Reststrafe zu verbüßen hatte. Der Gefangene hatte aber trotzdem man es ihm sehr nahe gelegt hatte, keinen solchen Wunsch geäußert.

Sonderbar war auch sein Verhalten beim Empfang der Todesnachricht. Erst war er zusammengezuckt, dann hatten seine Augen sich geweitet und einen Augenblick hatte ein bitteres Lächeln um seinen Mund gezuckt. Sonst nichts! Sonst blieb er gleichgültig und stumm. Anfangs hatten es der Gefängnisgeistliche und der Direktor für Zynismus gehalten. Doch dann stellte es sich heraus, daß es charakteristisch für manche war, die ihre erste Strafe verbüßten. Die ganze Welt war ihnen ein Feind.

Sonst äußerten die Gefangenen bei ihrer Entlassung ein paar Worte über ihre Zukunftsaussichten. Man munterte auf oder riet ab. Der Mann, der vor dem Direktor stand, bot keine Gelegenheit dazu. Er blieb schweigsam.

Schweigend nahm er auch seine Effekten in Empfang, die er hatte abgeben müssen, eine Uhr, eine Brieftasche mit etwas Geld, einen Füllfederhalter, und schweigend quittierte er den Empfang der kleinen Geldsumme, die er für seine Arbeit bekommen hatte.

Noch einen Händedruck, und dann folgte er dem Wärter.

Der Direktor schüttelte den Kopf. Das ganze Benehmen sah nicht vielversprechend aus. Da ging einer, der tödlichen Haß verspürte.

„Hoffentlich sehen wir uns nicht wieder", dachte der Direktor, und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Draußen auf dem Gang waren noch mehrere, die auch entlassen wurden. Sie marschierten hintereinander hinter dem Wächter her und standen dann vor dem großen Tor.

Der Wärter trat zur Seite und lachte.

„Na, probiert mal. Die Tür ist auf — —"

Und sie gingen hinaus

Einige wollten sich Herbert Medow anschließen, aber er wich ihnen aus. Draußen auf der Straße holte er tief Atem. Er war frei! Er konnte frei atmen und hingehen, wohin er wollte.

Instinktiv — denn bei dem warmen Sommermorgen bestand dazu kein Anlaß — schlug er den Kragen seines Regenmantels hoch und begann rasch zu gehen, und gerade jetzt kreuzte jemand seinen Weg.

„Sie sind Herbert Medow, nicht wahr?" fragte Dr. Thea Hansen. „Ich habe Sie nach Ihrem Bild erkannt."

Sie sprach ruhig und ganz unaufdringlich, und er blieb stehen. Er war wie auf dem Bild, hübsch, groß und schlank, hatte dunkelblondes Haar und blaue Augen. Nur der Gesichtsausdruck hatte sich geändert, er war blaß und um seinen Mund lag ein harter schmerzlicher Zug. Alles das sah Thea im Augenblick. Er war sehr mißtrauisch.

„Sie wünschen?" sagte er. „Oder wollen Sie mich etwa verdächtigen, Ihre Handtasche geraubt zu haben oder so?"

Thea schüttelte den Kopf und lächelte.

„Ich wüßte nicht, wie ich darauf kommen sollte", erwiderte sie. „Und außerdem — es dürfte sich bei mir wohl kaum lohnen."

Er lachte kurz auf und sah sie an.

„Und wollen Sie nun so gut sein, und sagen warum — —"

„Ich arbeite in der Klinik", sagte Thea, „und ich — ich war bei Ihrer Mutter, als sie starb. Ihre Mutter und ich, wir haben miteinander gesprochen, sie hat mir von Ihnen erzählt. Sie hat mir dieses kleine Päckchen für Sie übergeben. In der letzten Nacht nahm sie mir das Versprechen ab, mich gelegentlich nach Ihnen umzuschauen. Darum bin ich jetzt hier."

„Hm! So also ist das ..."

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Er wurde milder.

„Und da haben Sie also Ihre Tätigkeit in der Klinik versäumt, bloß um mir die Sachen zu bringen", meinte er.

„Ich habe nichts versäumt. Ich habe heute dienstfrei."

„Auf jeden Fall haben Sie dann einen Teil Ihrer Freizeit für den Auftrag geopfert", beharrte er. „Sehr freundlich von Ihnen, Fräulein — — —"

„Doktor Hansen — — —"

Er sah sie erstaunt an, und es dauerte erst einen Augenblick, bis er begriff, daß sie wohl Ärztin in der Klinik war. Er hatte noch nie mit solchen Frauen gesprochen und sie sich anders vorgestellt. Sie überging sein Erstaunen und reichte ihm das Paket, das er einsteckte.

„Vielen Dank, Fräulein Doktor Hansen", meinte er zerstreut. „Ja, das — — — Ich meine — — Ich bin der Meinung, wir bleiben hier nicht länger stehen. Und wenn vielleicht ein Café hier in der Nähe wäre — — ich würde mir gern erlauben — — — das heißt, wenn Sie sich meiner nicht schämen ..."

„Ich schäme mich Ihrer nicht, Herr Medow", war die einfache Antwort, „und ich nehme gern Ihre Einladung an."

Sie atmete auf, denn er erleicherte ja ihre Aufgabe. Sie hatte es ihm schon selbst vorschlagen wollen, aber nicht gewußt, wie sie es anfangen sollte, ohne ihn zurückzustoßen.

„Wissen Sie ein Café in der Nähe?" fragte er.

„Ja, gleich dort um die Ecke. Ein kleines, ruhiges Café —"

Sie gingen nebeneinander und schwiegen. Auf einmal unterbrach er die Stille und sagte:

„Daß Sie sich meiner nicht schämen — — das gefällt mir."

Er ging aufrechter als vorhin neben ihr, als ob er neuen Mut gewonnen hätte. Als ob er entschlossen wäre, einen Strich unter die Vergangenheit zu machen.

Thea hatte keinen festen Plan, den Auftrag seiner Mutter auszuführen. Sie wußte noch nicht, wie sie es beginnen sollte, ihren Einfluß auf ihn geltend zu machen. Vielleicht war es das beste, ihn erst einmal sprechen zu lassen. Wahrscheinlich wußte er selber noch nicht, was er mit der wiedergewonnenen Freiheit beginnen sollte.

Sie kamen in das Café, das um die Morgenstunde noch ganz leer war. Er bestellte Kaffee und Zigaretten.

Thea rauchte nicht, er aber zündete sich hastig eine Zigarette an und blies den Rauch mit Genuß von sich.

„Fein, wieder rauchen zu können", bemerkte er. „Ich glaube, nichts habe ich so sehr entbehrt wie das."

„Man darf dort nicht rauchen?"

„Nein. Aber im übrigen ... es läßt sich ertragen. Alles Ordnung und Pünktlichkeit. Sie werden das kennen — wie in der Klinik. Ich habe Tüten geklebt. Sechs Monate lang. Ich weiß nicht, ob man es jemals im Leben vergessen kann, daß man sechs Monate lang Tüten geklebt hat."

Die Bitterkeit kam wieder in seine Stimme und in sein Gesicht, und Thea beugte sich vor und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Sie müssen es vergessen, Herr Medow, nicht wahr?" sagte sie sanft.

„Daß ich sechs Monate meines Lebens hinter Gittern verbracht habe? Daß ich — — —"

„Sind Sie unschuldig verurteilt?" unterbrach sie ihn. „Haben Sie für etwas gebüßt, das Sie nicht begangen haben?"

Er legte seine Zigarette auf den Aschenbecher und starrte sie verwundert an.

„Unschuldig? — — — Nein!" sagte er. „Wie kommen Sie darauf?"

„Weil Sie sprechen, als ob Ihnen Unrecht geschehen wäre", rief sie aus. „Und ich kann das bei Ihnen gar nicht verstehen! Ihre Mutter hat Sie mir als einen einsichtigen Menschen geschildert."

„Was hat das damit zu tun?"

„Weil ein einsichtiger Mensch seine Fehler erkennt. Weil diese Erkenntnis die Grundlage ist für — — für ein neues Leben. Ich meine so: man sieht das Fehlerhafte seiner Handlungsweise ein und unterzieht sich der Buße, die einem die Gesetze der menschlichen Gesellschaft auferlegen. So denke ich mir das wenigstens, Herr Medow, und so würde ich an Ihrer Stelle denken — —"

Fortsetzung folgt.

Der Maler Alfred Glaus

Am 13. Mai wurde der in Thun lebende Maler Alfred Glaus fünfzigjährig. Schon fünfzig ... und doch scheint es erst gestern zu sein, daß man seine erste Ausstellung gesehen ... oder eine seiner ersten Ausstellungen. Es waren Bergbilder, und zwar zehn Bilder, die alle dasselbe Motiv wiedergaben, die Nünenenfluh. Das war im Berner Kunstmuseum. Ich erinnere mich, daß ein Laienkritiker vor einem der Gipfel stand, einen Bleistift zog und seiner Begleiterin erklärte, der junge, unbekannte Maler müsse einen Spleen haben. „Sehen Sie ... das Bild hier nennt er einfach Berg! Und was ist drauf? Ein Gipfel, und davor ein rotes Feld. Bitte, ich zeichne Ihnen hier ein Messer, mit der Spitze nach oben, und ein paar Striche davor ... das Bild heißt Messer. Einfach, nicht? Dreihundert Fränklein bitte!"

Wer Glaus zum ersten Mal sieht, findet ihn „unfarbig", vor allem, wenn er von einem typischen „Farbigen" unter der Malergilde bezaubert worden. Das ist manchem so gegangen und ist wohl einer der Gründe, warum Glaus nicht so billig zu Anerkennung gelangte wie der oder jener andere. Der Weg zu ihm und seiner Kunst ist leichter zu finden, wenn man eine Begabung für das „Lineare" mitbringt und zunächst das Architektonische, die Struktur in einem Bilde sucht. Die Bewunderer eines Van Gogh wissen ja, was eine geniale Linie bedeutet, und es geht mancher mit der Lupe hinter ein Bild, um besser sehen zu können, wie ein Strich dieses außerordentlichen Gestalters beschaffen sei. Und es gibt Kenner Picassos, die behaupten, sein besonderer Reiz liege, von allen exzentrischen Versuchen abgesehen, wiederum in seinem Linearen.

Nun, das trifft auf Glaus in einem Maße zu, wie vielleicht nur noch bei zwei lebenden schweizerischen Malern, und wie es bei Hodler zutrifft. Die vorzugsweise in Farben Schwelgenden ahnen selten, daß mancher ihrer Lieblinge nicht halb so reizvoll wäre, würden seine Bilder nicht, wenn auch nicht hauptsächlich, durch linearen Aufbau gekräftigt. Es gibt Lithographien von Glaus, Bilder von Niesen oder Stockhornkette mit einer Wasserfläche davor, die einen „Linienempfindlichen" fast schmerzhaft schön berühren. Mit einer Präzision, mit einer unbeirrbaren Sicherheit umreißen sie die Massive der gestalteten Berge, wie sie nur einer gewinnen kann, der sie in ihrer Wesenhaftigkeit erlebt hat. Als die

„heiligen Mäler
eines unerhörten andern",

sagt der bernische Dichter Hermann Hiltbrunner, der mit Glaus zusammen das schöne „Thunerseebuch" herausgegeben hat.

Sie sind hart, diese Berge ... und Glaus hat kaum je etwas anderes gemalt als einzelne Berge oder Bergketten, allenfalls ein „großes Moos" oder einen Wasserspiegel, wenn er sich in die gegensätzliche Landschaft, ins Seeland hinunter begeben. Aber auch die Landschaften aus der Ebene suchen die große Linie, die Linie der Erde, die sich in ihren großen Flächen, von Zufälligkeiten, wie Wälder und menschliche Spuren, Kulturgestaltung der Oberfläche frei, nur im Gebirge oder in der weiten Großfläche zeigt. Die Linie des Planeten selbst wird in der Bergkontur, in der gedehnten Wasserfläche, in jedem fernen Horizont, gesucht. Sie wird Glaus symbolisch für Mächte, die über das Menschlich-Zufällige hinaus führen.

Und er macht keine Kompromisse. Keine äußere Bedrängnis hat ihn je dazu gebracht, für einen Markt zu malen, der etwas anderes verlangte, als er es zu geben hatte. Vor allen Dingen ist er kompromißlos auch sich selbst gegenüber. „Wer technisch weiter ist als es seiner eigenen Reife entspricht, der ist korrupt", sagte er einst vor dem Bilde eines Könners von anerkanntem Range. Daß er diesen seinen Ausspruch ernst nimmt, zeigt Glaus im Verhalten seinen Motiven gegenüber. Er verhält sich vor einem Berggipfel wie gewisse Porträtisten, die ein Gesicht nicht malen können, bevor sie es nicht in seinen seelischen Hintergründen erlebt haben. „Dich hab ich nächstens heraus", sagte z. B. der Brienzer Maler Flück zu einem seiner Bekannten, den er durch zehn Jahre hindurch gelegentlich beobachtete. Flücks Porträt dieses Bekannten wurde dann auch der Clou einer bernischen Weihnachtsausstellung, stand in der Kritik. Glaus steht vor einem Berge, hundert Mal, und bis er sagt: „Dich hab ich heraus", kann es Jahre gehen. Und manch einer der Berge zeigt sein Gesicht eben nie und wird darum nicht gemalt. Dann heißt es, Glaus sei motivarm. Dafür aber hat er sich in jene Motive, die sich ihm geöffnet haben, mit größter Intensität versenkt.

Ist aber Glaus „unfarbig"? Es stimmt gar nicht. Ich halte ihn für höchst farbenempfindlich und weiß, daß er von einer stillen, aber fanatischen Liebe zur Farbe erfüllt ist. Es gibt eben ein Paradoxon: Daß einer, der keinen Respekt vor der Farbe besitzt, massiv auftragen kann ... der andere, der mit heiligem Respekt, gleich als ob er von der Tragweite eines Farbtones wisse, sich vor jeder Kraßheit hütet, und mit höchster Behutsamkeit mischt und aufträgt. Dermaßen geschieht es, daß alle Besitzer von Glausbildern erklären, es gehe ihnen seltsam; wenn hundert andere Landschaften, die, kühn und kraß in der Farbe, bestechen, nach kurzer Zeit ihre Wirkung einbüßen, so fange Glaus „nach einiger Zeit" an, einen zu interessieren. Und das Interesse wachse und werde übermächtig. Und nun entdecke man, wie die oft nur hauchhaften Farben in der Bildgesamtheit sich zu einer selten erlebten Kraft steigern. So wie gewichtige Worte, schlicht und ohne jede besondere Betonung gesprochen, ihre Bedeutung zuerst gar nicht verraten, auf einmal aber in der Erinnerung mit ihrer ganzen Schwere zur Seele reden können.

Glaus ist nun fünfzig. Möge man ihn im kommenden Jahrzehnt seiner Bedeutung nach würdigen lernen.

A. Fankhauser.